

Donath, Sabena

Einsamkeit und Widerhall : Jüdische Perspektiven auf den 7. Oktober

In:

Gies, Kathrin; Hock, Jana; Janneck, Lena (Hrsg.), Gegen Antisemitismus!, Bamberg : University of Bamberg Press, S. 21-29. 2025. DOI: 10.20378/irb-110977

Beitrag im Sammelwerk - Verlagsversion

DOI des Beitrags: 10.20378/irb-112470

Datum der Veröffentlichung: 09.01.2026

Rechtehinweis:

Dieses Werk ist durch das Urheberrecht und/oder die Angabe einer Lizenz geschützt. Es steht Ihnen frei, dieses Werk auf jede Art und Weise zu nutzen, die durch die für Sie geltende Gesetzgebung zum Urheberrecht und/oder durch die Lizenz erlaubt ist. Für andere Verwendungszwecke müssen Sie die Erlaubnis der Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber einholen.

Für dieses Dokument gilt die **Creative-Commons-Lizenz CC BY**.



Die Lizenzinformationen sind online verfügbar:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Einsamkeit und Widerhall

Jüdische Perspektiven auf den 7. Oktober

Sabena Donath

Eigentlich sollte dieser Text von etwas ganz anderem handeln: Er sollte von einer neuen, selbstbewussten jungen jüdischen Generation in Deutschland erzählen, die sich auf verschiedenen Wegen eine deutliche Stimme in bundesdeutschen Diskursräumen verschafft.¹ Ich wollte Ihnen schildern, was es bedeutet, jüdisch in Deutschland zu sein, in mehreren Hinsichten. Was es bedeutet, so wie ich, Enkelkind von Schoah-Überlebenden zu sein und gleichzeitig Kinder in diesem Land großzuziehen und dafür sorgen zu wollen, dass die eigenen Kinder sicher und geborgen aufwachsen. So, wie es sich alle für ihre Kinder wünschen.

Die Realität ist aber: Unsere Welt ist seit dem 7. Oktober 2023 nicht mehr die gleiche.

Institutionelles und gemeinschaftliches jüdisches Leben findet in der Regel hinter Panzerglas statt. Das heißt, Kinder und Jugendliche, die einen jüdischen Kindergarten oder eine jüdische Schule besuchen, sind Sicherheitsmaßnahmen vor und hinter der Eingangstür gewohnt. Polizeiwagen vor der Tür, eigene Sicherheitsleute im Innern des Gebäudes. Viele wissen das. Was die Mehrheit nicht weiß, ist, dass es bereits ab dem Kindergartenalter zu den turnusgemäßen Feuersalarm- auch Terrorübungen in regelmäßigen Abständen gibt. Alltag eines jüdischen Kindes. Erprobt erkennen Eltern und Kinder am Sicherheitsaufgebot am Morgen, wie die Gefährdungslage gerade ist. Sitzt die Polizei im Auto oder stehen bewaffnete Beamte vor der Tür? Verstehen Sie mich nicht falsch, die Kinder sind

¹ Anmerkung der Herausgeberinnen: Sabena Donath war – vor dem Überfall der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 – im Rahmen des Theologischen Forums für einen Vortrag »Perspektiven jüdischen Lebens in Deutschland« angefragt gewesen.

davon nicht zwingend traumatisiert, aber aus meiner Sicht sieht eine unbeschwerte Kindheit anders aus.

Für einen größeren Kontext heißt das: Polizei und jüdischer Alltag sind untrennbar miteinander verwoben. Das heißt, dass subjektive und objektive Sicherheits- und Risikoeinschätzungen schon lange Jahre ein Teil von jüdischer Identität geworden sind. Ein Zustand, den wir schon viel zu lange als Normalität akzeptiert haben.

Die selbstbewussten jüdischen Stimmen, die ich eingangs erwähnte, sind also permanent damit beschäftigt, unter Beweis zu stellen, dass jüdisches Leben offener und zugänglicher ist, als es hinter Panzerglas wirkt.

Erlauben Sie mir einen kleinen sozialpsychologischen Ausflug: Gerade diese junge jüdische Generation präsentiert sich in der Art und Weise, wie sie ihr »jüdisch sein« auslebt, zu einem Großteil als selbstbewusst und selbstbestimmt. Der Tatsache, dass Diskurse über Jüdinnen:Juden von negativ konnotierten Themen wie Antisemitismus, dem Nah-Ost-Konflikt und der Schoah dominiert werden, begegnet sie mit dem Wunsch und den Bemühungen, ein positiv besetztes jüdisches Selbstverständnis außerhalb dieses Spannungsfeldes aufzubauen.

Die Generation, die jetzt heranwächst, die vierte Generation nach der Schoah, wäre demnach

»die erste Generation in 2000 Jahren europäisch jüdischer Geschichte, die ohne einen versuchten Genozid in der Erinnerung einer lebenden Generation auskommt.«²

Das von der Hamas verübte Massaker am 7. Oktober 2023 und die damit verbundene Welle weltweiter antisemitischer Gewalt hat dieser Hoffnung ein jähes Ende gesetzt. Das ist ein Wendepunkt für die jüdische Gemeinschaft. Eine Zäsur. Ein Zivilisationsbruch.

Beim Niederschreiben dieser Gedanken ist es fast exakt ein Jahr her, dass eine islamistische Terrormiliz das größte Massaker an Jüdinnen:Juden seit der Schoah verübt hat.

Noch immer ringen wir um Sprache, wenn Terroristen massenmorden, massenvergewaltigen, Menschen verstümmeln und verschleppen. Wenn »Nie wieder« ein so offensichtlicher Handlungsimperativ der Gegenwart ist. Wenn Unmenschlichkeit sich Bahn bricht, für die es keine Worte gibt. Und wenn das weltweit in offenen Briefen, in Social Media

² Lewitan 2023, 92.

Posts, in Erklärungen, auch von prominenten Stimmen, immer wieder in Abrede gestellt, bagatellisiert, relativiert oder gar als Befreiungskampf gewertet wird.³

Das ist der Zivilisationsbruch. Hier, mitten unter uns.

In Paris und Berlin werden Häuser mit Davidsternen markiert. In Istanbul wird dazu aufgefordert, nicht in jüdischen Läden einzukaufen. In Wien wird ein jüdischer Friedhof geschändet, und in New York werden jüdische Studierende vom Campus gejagt. Szenen wie diese haben sich tief in das kollektive Gedächtnis von Jüdinnen:Juden eingebrannt, vergleichbare Ereignisse waren damals die Initialzündung für das unermessliche Grauen, das folgen sollte. Diese Szenen sprengen nun den historischen Rahmen, in denen diese einst eingebettet waren, und werden in die Realität in das Hier und Heute transportiert. Die junge Generation von Jüdinnen:Juden selbst hat derartige Szenen nicht in der gleichen Systematik und im gleichen Umfang wie ihre Großeltern erlebt; und dennoch wirken sie in ihrer »Vertrautheit« alarmierend, wie ein weitervererbtes Déjà-vu.

Für viele in der jüdischen Community war der 7. Oktober ein traumatisches Ereignis,

»ein genozidales Massaker aus antisemitischen und misogynen Motiven heraus. Ein terroristischer Akt, der bei Juden weltweit eine Form der kollektiven Sekundärtraumatisierung ausgelöst hat.«⁴

Aus sozialpsychologischer Sicht wissen wir um die Bedeutsamkeit der Dimension von Trauma. Wie sich ein Trauma entfaltet, ergibt sich immer auch in Abhängigkeit vom gesellschaftlichen Umgang mit dem traumatischen Ereignis und den Betroffenen. Eine zentrale Gelingensbedingung für die Traumabewältigung ist das Sicherheits- und Gerechtigkeitsgefühl der Betroffenen unmittelbar nach dem traumatischen Ereignis.

Vor diesem Hintergrund ist die Nicht-Reaktion der Zivilgesellschaft, die sich in Folge des 7. Oktobers gezeigt hat, fatal. Das Ausmaß des Grauens war gerade erst sichtbar geworden, und kaum einen Tag hat es gedauert, bis wir »ja, aber...« und »alles hat zwei Seiten...« gehört haben. Keinen Tag hat man uns gelassen, unserer Trauer Raum zu geben, unsere Fassung wiederzugewinnen. Danach folgte das »dröhnende Schweigen«

³ Vgl. Chernivsky/Lorenz-Sinay 2024.

⁴ Cazés 2024, 93.

der Zivilgesellschaft, wie Josef Schuster es in einem Interview beschrieb⁵. Demzufolge entstanden sofort Befürchtungen in der jüdischen Gemeinschaft vor den weltweiten Reaktionen, die auf eine militärische Antwort Israels folgen würden. Diese Ängste sollten sich als berechtigt erweisen, unmittelbar nach dem Terrorüberfall auf Israel durch die Hamas wurden erste Gewalteskalationen auf den Straßen sichtbar.

Nach dem 7. Oktober 2023 ist nichts mehr, wie es vorher war.

Sachlich gesprochen heißt das: Jüdinnen:Juden leben seit diesem Tag in Angst und Sorge um ihre Verwandten und Freund:innen in Israel und fürchten zugleich um ihre Sicherheit in nahezu allen privaten und öffentlichen Kontexten. Eltern schickten ihre Kinder aus Angst vor Anschlägen und Übergriffen nicht in Schulen und Kindergärten, und es wird bis heute davor gewarnt, öffentlich jüdische Symbole zu tragen. Das betrifft auch das geliebte Makkabi-Trikot oder die Kette mit dem Davidstern. Wie sollen wir das unseren Kindern erklären? Obwohl wir ihnen immer gesagt haben: Du musst dich nicht verstecken, sei selbstbewusst! Jetzt leben wir in dem Deutschland, vor dem uns unsere Großeltern immer gewarnt haben.

Es geht aber derzeit um mehr als um die subjektiv empfundene Angst, darum, dass die faktisch zugespitzte Gefährdungslage Jüdinnen:Juden in ihrem Alltag massiv einschränkt. Im Klartext heißt das, dass es nicht nur um die Gefühlslage innerhalb der jüdischen Community geht, sondern um eine objektive Risikoabwägung.

Sie müssen wissen: Eine jüdische Schule ist ein potenzielles Anschlagziel, aber auch in einer nichtjüdischen Schule sind Kinder und Jugendliche nicht vor antisemitischen Übergriffen geschützt. Denn, und das belegen die Berichte der Meldestellen und aktuelle Studien: Sobald jüdische Personen als solche erkennbar werden, laufen sie Gefahr, antisemitische Erfahrungen zu machen – sei es durch Andeutungen, abwertende Bemerkungen oder tatsächliche Übergriffe. Das schlägt sich z.B. in den aktuellen Zahlen der Meldestellen nieder. Der Bundesverband der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus (RIAS) dokumentierte 2023 eine über 80-prozentige Zunahme der Vorfälle im Vergleich zum Vorjahr. Deutlich mehr als die Hälfte aller Vorfälle wurde nach dem 7. Oktober 2023 registriert, also in weniger als drei Monaten.⁶

⁵ Josef Schuster in Litschko 2024.

⁶ Vgl. Bundesverband RIAS 2024.

Die aktuellen dramatischen Entwicklungen zeigen zwei Dinge explizit: 1. Die Kontinuitäten von Antisemitismus in Deutschland bzw. Europa sind strukturell nicht verstanden worden, und 2. es gibt weder einen realistischen Blick auf die jüdische Gemeinschaft noch wirkliche Bezüge zur jüdischen Gemeinschaft.

Hier eine realistische Skizze: In Deutschland leben ca. 200.000 Jüdinnen:Juden, ca. die Hälfte davon sind Mitglieder jüdischer Gemeinden. Wir sind also eine kleine Minderheit – die mediale Omnipräsenz (auch vor dem 7. Oktober) lässt kaum einen realistischen Blick zu. Es gibt rund 100 jüdische Gemeinden in der Bundesrepublik, von denen sich einige nach 1945 wiedergegründet haben, und die meisten sind erst nach der Zuwanderung der Jüdinnen:Juden aus der ehemaligen Sowjetunion in den 1990er Jahren neu entstanden.

Jüdisches Leben in Deutschland ist während der Schoah nahezu vollständig vernichtet worden. Das heißt: Jüdisches Leben ist auch heute als untrennbar von den Erfahrungen der Schoah zu betrachten und ist (unter anderem) demzufolge von vielfältigen Migrations- und auch Fluchtgeschichten geprägt. Nahezu die Hälfte der hier lebenden Jüdinnen:Juden hat ihre Wurzeln in der Ukraine. Der russische Angriffskrieg ist also für sie sehr nah. Hinzu kommt: Mehr als 93 Prozent der jüdischen Zugewanderten sind im Alter auf Grundsicherung angewiesen.

Die »Älteren« der Zugewanderten sind zwar sehr gut ausgebildet, arbeiten aber zum Großteil weit unter ihren ursprünglichen Qualifikationen. Die Erzählung des »reichen und mächtigen Juden« übersteht also wirklich keinen einzigen Faktencheck.

Der jetzt sichtbare ausufernde Judenhass auf deutschen Straßen, in öffentlichen Schulen und Universitäten gefährdet de facto das jüdische Leben in Deutschland und Europa. Und das, wo der ideelle und tatsächliche »Schutzraum« Israel so bedroht ist wie nie zuvor.

Nochmal: Diese Erfahrungen rufen für viele Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft dunkelste Erinnerungen und Retraumatisierungen hervor – das meist ausbleibende gesamtgesellschaftliche Bewusstsein und die nicht vorhandene Empathie für das Ausmaß dieser Katastrophe lassen viele isoliert und sprachlos zurück. Einsamkeit ist, so beschreiben viele, im tatsächlichen und ideellen Erleben derzeit das vordergründige Gefühl.

Unsere Welt ist plötzlich noch kleiner geworden.

Wie viele andere Akteur:innen der jüdischen Gemeinschaft stehe ich vor den Scherben jahrelanger Bemühungen, jüdisches Leben sichtbarer, offener und zugänglicher zu machen.

Auf wie vielen Panels saßen wir, um jüdische Gegenwartsperspektiven zu erklären, um die Vielfalt unserer Lebenswelten zu beschreiben; wie viele Texte, Posts haben wir dazu verfasst, wie viele Konferenzen wurden konzipiert, Dialogformate initiiert, Studien erstellt, eingeordnet und für so viele übersetzt.

Und: Wie oft haben wir uns dagegen wehren müssen, dass wir bei antisemitischen Andeutungen, Bemerkungen, gar Übergriffen nicht etwa überempfindlich sind, sondern (leider) genau wissen, wovon wir reden. Wie oft wurde ich gefragt: »Ist das denn wirklich Antisemitismus?«

Sogar jetzt, wo antisemitische Gewalt und Hetze unübersehbar sind, müssen jüdische Personen noch erklären, wo und wie sie konkret Antisemitismus erleben. Molotow-Cocktails auf jüdische Einrichtungen, Markierungen jüdischer Wohnungen oder Häuser, Angriffe auf Schulhöfen oder Fußballplätzen. Wie konkret denn noch?

Es ist nicht so, dass wir in Folge der Ereignisse des 7. Oktober 2023 keine Solidarität gespürt hätten; ich habe viele Briefe, Nachrichten, sogar Kondolenzschreiben erhalten. Alte Schulfreund:innen haben sich gemeldet, von denen ich jahrzehntelang nichts gehört hatte. Kolleg:innen aus Wissenschaft und Praxis haben sich als Bündnispartner:innen angeboten.

All das wird nicht reichen.

Ich musste in den letzten Monaten schmerzlich verstehen, dass die sich nicht einstellende Empathie der entscheidende Ausdruck des gesellschaftlichen Missstandes ist. Dass Antisemitismus, wie er derzeit in Schule und Ausbildung behandelt wird, als historisches Phänomen abgeheftet wurde. Dass antisemitische Gewalt im öffentlichen Diskurs negiert wurde. Vielleicht auch von uns, weil wir es anders nicht ertragen hätten. Dass wir rote Linien neu verhandeln müssen. Dass die jüdische Gemeinschaft zu klein ist, um allein durch persönliche Begegnung Veränderung herbeizuführen.

Dass wir die Polizei mehr brauchen als sie uns.

Besonders in den Wochen nach dem 7. Oktober habe ich in Frankfurt am Main erlebt, wie entschlossen die Schule, Synagoge und die Kundgebungen geschützt wurden. Heute weiß ich nicht, ob ich dafür dankbar oder beschämt sein soll.

Aus einer bildungspolitischen Perspektive stelle ich allerdings fest: Jüdische Stimmen sind weiterhin deutlich zu vernehmen. Sei es in der Presse, in wissenschaftlichen Kontexten, sei es in studentischen Vertretungen, in künstlerischen und aktivistischen Ausdrucksformen sowie in (endlich) neu gegründeten feministischen und solidarischen Bündnissen. Daher möchte ich hier noch einige bildungspolitische Forderungen formulieren:

Wir müssen Räume für eine fachliche und persönliche Auseinandersetzung mit Antisemitismus schaffen; auch mit dem eigenen.

Die Bewältigung von Antisemitismus und seinen Folgen muss als gesamtgesellschaftliche Aufgabe gesehen und verstanden werden.

Es braucht einen zeitgemäßen Umgang in Deutschland mit der Schoah, auch mit den Nachwirkungen der eigenen biografischen Verstrickungen.

Antisemitismuskritische Module müssen fest in Schul- und Ausbildungscurricula verankert werden. Dies ist als Teil einer funktionierenden Demokratieerziehung zu verstehen. Das heißt auch, dass sie ein relevanter Bestandteil in der Ausbildung von Lehrkräften, Polizei, Justiz und anderen Behörden werden müssen.

Jüdische Perspektiven müssen einen relevanten Eingang in diese und weitere einschlägige Diskurse finden.

Es muss Raum für die vielfältigen Migrationsbiografien geben, die sich im postmigrantischen Deutschland wiederfinden und vielleicht noch gar nicht erzählt sind. Somit muss sich gegenwärtige *Holocaust-Education* auch auf die Herausforderungen einer postmigrantischen und pluralistischen Gesellschaft beziehen.

Der Nah-Ost-Konflikt muss konkret Eingang in den Geschichts- und Politikunterricht finden, damit zwischen der Beurteilung eines hochkomplexen Konflikts und antisemitischen Erzählungen unterschieden werden kann. Und: es braucht (historisches) Faktenwissen über den Staat Israel, jenseits der Konfliktlinien.

Den Blick nach »innen« gerichtet, heißt das: Wir müssen auch als jüdische Personen sprechfähig werden, indem wir Räume schaffen, in denen profundes Wissen vermittelt wird, in denen auch wir lernen, Desinformation und Fake-News zu dechiffrieren. Einige dieser Forderungen werden wir als Zentralrat der Juden unter anderem in der Gründung der Jüdischen Akademie umsetzen.

Ein hoffnungsvoller Akzent zum Schluss:

Innerhalb der jüdischen Gemeinschaft ist ein deutliches Zusammenrücken zu spüren. Mehr Zuwendung, mehr Bezug aufeinander, trotz der vielleicht bestehenden Unterschiede und Differenzen. Selten habe ich die Synagoge so voll erlebt, selten die privaten jüdischen Feierlichkeiten so festlich und selbstbestimmt.

Tatsächlich haben all die jahrzehntelangen Bemühungen erwirkt, dass wir neue und bessere Strukturen haben: stärkere Jüdische Gemeinden, Melde- und Beratungsstellen und viele jüdische Netzwerke.

Und auch neue professionelle Allianzen zeichnen sich ab – ich für meinen Teil hatte noch nie so viele neue Anfragen nach Veranstaltungen und Besuchen.

Dieser Text entstand kurz vor Purim, dem Fest, das an die Errettung des jüdischen Volkes aus der persischen Diaspora erinnert.

Im Buch Ester steht geschrieben:

»Mordechai schrieb alles auf, was geschehen war und schickte ein Schreiben an alle Juden in den Provinzen nah und fern [...]. Er machte es ihnen zur Pflicht den 14. und 15. Tag des Monats Adar in jedem Jahr als Festtag zu begehen. Das sind die Tage, an denen Juden wieder Ruhe hatten vor ihren Feinden; es ist der Monat, in dem sich Kummer in Freude verwandelt und Trauer in Glück. Sie sollen die Festtage mit Essen und Trinken begehen und sich gegenseitig beschenken und auch den Armen sollen sie Geschenke geben.« (Est 9,20–22)

Trinken ist erlaubt bis zum *ad-lo-jada* (bis man nicht mehr weiß, was man tut). Jedes Mal, wenn der Namen des Feindes »Haman« fällt, sollen alle so viel Lärm wie möglich machen, um den Namen des Feindes auszulöschen. Dieses Fest ist an den Wunsch geknüpft, ein paar Tage Ruhe zu haben, Tage, an denen sich Kummer in Freude verwandelt und Trauer in Glück.

Diese tradierten Formen der jüdischen Widerständigkeit sind das beste Mittel. Gegen die Einsamkeit.

Unsere Herzen sind gebrochen, nicht aber unser Geist.

Literatur

- Bundesverband RIAS (2024): Antisemitische Vorfälle in Deutschland 2023. Jahresbericht, https://report-antisemitism.de/documents/25-06-24_RIAS_Bund_Jahresbericht_2023.pdf (zuletzt abgerufen am 11.11.2024).
- Cazés, Laura (2024): Judith Butler ist nicht irgendwer, in: Jüdische Allgemeine, <https://www.juedische-allgemeine.de/meinung/judith-butler-ist-nicht-irgendwer/> (zuletzt abgerufen am 11.11.2024).
- Chernivsky, Marina / Lorenz-Sinai, Friederike (2024): Der 7. Oktober als Zäsur für jüdische Communities in Deutschland, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 74, 19–24.
- Lewitan, Joëlle (2023): Das vererbte Déjà-vu. Die Reaktivierung transgenerationaler Ängste infolge des 07. Oktobers, in: *Freie Assoziation* 26.2, 90–96.
- Litschko, Konrad (2023): Zentralratspräsident über Antisemitismus: »Erkenne dieses Land nicht wieder«, in: *taz*, <https://taz.de/Zentralratspraesident-ueber-Antisemitismus/!5974202/> (zuletzt abgerufen am 11.11.2024).